

0

Frauen in der Männerdomäne Sport



Birgit Palzkill

Jenseits von Mann und Frau

Er steht im Tor, im Tor, im Tor und ich dahinter“. Dieser Schlagertext der fünfziger Jahre hat bis heute kaum an Aktualität eingebüßt. Auf den ersten Blick scheint es zwar, als gehörten die rigiden Vorschriften unserer Eltern und Großeltern, welche Sportarten und Bewegungsformen sich für Mädchen „schicken“ und welche nicht, der Vergangenheit an. Doch „Weiblichkeit“ läßt sich auch heute keineswegs durch sportliches Können, mutige Paraden und tollkühne Aktionen demonstrieren, sondern beweist sich immer noch primär durch passive Anteilnahme an „männlichen“ Heldentaten. Ein einziger Blick auf die Skateboard-Kultur macht dies mehr als deutlich: Die wenigen Mädchen, die sich selbst auf die Bretter trauen, gelten als „unweiblich“ und sind als „Bräute“ der Skateboard-Meister uninteressant.

Die herrschende Sportkultur

Es stellt sich nun die Frage, welche Rolle die herrschende Sportkultur in diesem Zusammenhang spielt. Der moderne Sport wurde parallel zur Industriegesellschaft als rein „männliche“ Domäne von Männern für Männer entwickelt und geradezu zum Sinnbild der Werte und Normen, die vor dem Hintergrund der polaren Geschlechterphilosophie als „männlich“ galten und damit „Weiblichkeit“ ausschlossen (vgl. Liesenhoff 1983 und Klein 1990). Damit ist ein grundlegender Widerspruch zwischen weiblicher

Geschlechtsidentität und heutiger Sportkultur konstituiert. Dieser schlägt sich einerseits in der vielfach beklagten Abstinenz vieler Frauen insbesondere vom Wettkampfsport nieder (vgl. Klein 1987, 24 ff., Kurz u. a. 1996). Andererseits erscheint genau dieser Widerspruch als Chance für Frauen, der Reduzierung auf ein „weibliches“ Bewegungsverhalten durch aktive Teilhabe an dieser Kultur zu entkommen. Der Sportverein erscheint als Zufluchtsort, an dem sie dem Zwang zur „Weiblichkeit“ zu entgehen hoffen. Er bietet eine „Legitimation“, sich so zu bewegen, wie es „draußen“ auf der Straße für ein Mädchen spätestens ab der Pubertät nicht mehr erlaubt ist¹.

Im Sport erfahren Frauen eine Anerkennung für genau die Bewegungs- und Körperformen, die außerhalb als „unweiblich“ sanktioniert werden. „Männliche“ Eigenschaften und Verhaltensweisen wie Aktivität, Stärke und Kraft, Mut, Durchsetzungsfähigkeit, fester Stand und große Schritte sind hier gefragt. Sie werden allen weiblichen Rollenklischees zum Trotz entwickelt und gefördert, da sie funktional im Sinne von sportlicher Leistung und Erfolg sind.

Zweifellos birgt die im modernen Sport vorherrschende einseitige Orientierung an Leistung, Konkurrenz und Erfolg die Gefahr der Reduktion des Körpers zum „Maschinenkörper“ und der rigorosen Ausbeutung des Körpers unter dem Prinzip der Leistung um jeden Preis. Von einer ganzheitlichen Körpererfahrung insbesondere im Leistungssport zu sprechen, mag

unter diesem Aspekt sicher absurd erscheinen.

Widerspruch zum gängigen Weiblichkeitsideal

Frauen stehen in dieser Gesellschaft vor der Aufgabe, dieses ihr Körperäußeres optimal „weiblich“ zu präsentieren. Die Anerkennung von einem Bewegungsverhalten und körperlichen Ausdrucksformen, die nicht dem gerade gängigen „Weiblichkeitsideal“ entsprechen, hilft der Sportlerin, sich vor eben dieser Reduktion auf ein „Weiblichkeit“ repräsentierendes Körperäußeres zu bewahren.

In den kompositorischen Sportarten, wie Turnen, Eiskunstlauf und rhythmische Sportgymnastik, steht diese Förderung und Anerkennung „männlichen“ Verhaltens und „männlicher“ Bewegungs- und Körperformen neben der Forderung nach Stilisierung des herrschenden „weiblichen“ Ideals. „Die Steigerung der Kraft, Beweglichkeit, Geschicklichkeit und Kondition, ... die raumerobernden Körpergesten, die öffentliche Selbstpräsentation und schließlich der Sieg, der Beifall und die öffentliche Anerkennung - dies alles sind nicht zu unterschätzende, bedeutsame Momente, die eine positive Körper-Identifikation ermöglichen. ... (Doch) die Turnerin darf sich nicht nur in mächtigen Körpergesten darstellen, sondern muß gleichzeitig in den gymnastischen Übungspassagen den weiblichen Mythos von Schwäche, Anmut, Zartheit, Hilflosigkeit und Erotik in Reinform zur Schau stellen“

und Frau

(Rose 1990, 74). Diese Widersprüchlichkeit, in die sich die Sportlerin gestellt sieht, hat schwerwiegende Konsequenzen im Hinblick auf die Entwicklung einer Identität als Frau: Die Turnerin muß im Zustand eines „Zwitterwesens“ verharren, wenn sie aus ihrem Sport nicht ausgegrenzt werden will. Der den kompositorischen Sportarten immanente ständige Vergleich des eigenen Körpers mit einem hoch bewerteten streng normierten „weiblichen“ Körperideal, das wie jedes Ideal nie vollständig erreicht werden kann, führt darüber hinaus zu weiteren ganz spezifischen Identitätskonflikten (vgl. Abraham 1986).

Der Preis der Leistungssportlerin

In den nicht-kompositorischen Sportarten, wie den Ballspielen, Leichtathletik, Rudern, Schwimmen etc., herrschen dagegen eindeutig und einseitig „männliche“ Orientierungen vor, und für den sportlichen Erfolg im engeren Sinne ist die Übereinstimmung des Körperäußeren mit einem wie auch immer gearteten „weiblichen“ Schönheitsideal unerheblich. Damit können die Ballspielerinnen, Leichtathletinnen und Schwimmerinnen innerhalb des unmittelbaren sportlichen Rahmens der Zerreißprobe zwischen „Männlichkeit“ und Weiblichkeitsinszenierung weitgehend entgehen. Doch auch die als Schutz gegen die Reduktion auf eine verstümmelnde „Weiblichkeit“ empfundene Orientierung an „männlichen“ Werten und Normen erweist sich auf der

anderen Seite als Einengung und Fessel. Das damit verbundene Sportverständnis, das sich einseitig an Linearität und Ökonomie, dem unbedingten Leistungs- und Überbietungsprinzip und den Prinzipien und Mythen der „abendländischen Rationalität“ orientiert, wirkt sich, wie die Diskussionen um Leistungssport und Doping immer wieder verdeutlichen, auf die Sportlerinnen und Sportler in bisweilen höchst problematischer Weise aus. Dies gilt für Frauen und Männer. Eine Frau jedoch, die an dieser einseitig „männlichen“ und von Männern bestimmten Sportkultur teilhaben will oder gar als Leistungssportlerin Anerkennung und Erfolg sucht, zahlt zudem einen ganz spezifischen Preis: den Preis der Verleugnung ihres Geschlechts. Ihrem Verhalten und ihrer gesamten Person wird „Männlichkeit“ zugeschrieben und ihre Geschlechtlichkeit als Frau geleugnet.

Frauen wird ein Asylrecht in der Männerdomäne Sport nur unter Preisgabe ihrer eigenen Geschlechtlichkeit gewährt. Die eigene Geschlechtlichkeit hat im scheinbar geschlechtsneutralen Niemandsland Sport keinen Platz bzw. ist als solche dort auch für die Sportlerin selbst schließlich nicht mehr vorstellbar.

„Ich war Sportler, also so ohne Geschlecht, so zwischendrin irgendwie, aber nie konkret Frau.“(Handballspielerin)

„Im Sport hab ich mich als Sportlerin erlebt, fertig aus; jenseits von Frau und Mann.“(Volleyballspielerin)

Die Tragweite dieser Aussagen wird erst deutlich, wenn diese Worte einem Mann in den Mund gelegt werden. Es fällt schwer, sich vorzustellen, daß Lothar Matthäus oder Michael Schumacher sich auf dem Platz bzw. im Rennauto nicht als Mann, sondern „so ohne Geschlecht, so zwischendrin irgendwie“ fühlen. Die für Sportlerinnen nahezu selbstverständlich erscheinende Diskrepanz zwischen Sportleridentität und Geschlechtsidentität erscheint für Männer als geradezu absurd. Während Männer als Sportler in ihrer Geschlechtsidentität eher bestärkt werden, kann eine Sportlerin sich keineswegs als Frau fühlen, weil sie sportliche Höchstleistungen vollbringt, sondern höchstens *obwohl* sie dies tut. Nur so ist etwa ein Verhalten zu verstehen, wie es der Sportreporter Carl Senne im „Aktuellen Sportstudio“ der Rennfahrerin Ellen Lohr gegenüber an den Tag legte. Bevor er einen einzigen Satz über ihren Sport verlor, ließ er erst das Publikum per Akklamation feststellen, daß es sich bei Frau Lohr trotz ihrer rennfahrerischen Qualitäten „doch - wie man sieht - von Kopf bis Fuß um eine Dame“ handle.

Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie

Die Chancen, die in einer Verweigerung des „Dame-Seins“ für Sportlerinnen liegen, die im Sport für sich selbst eine Position „jenseits von Mann und Frau“ erleben, werden in jüngster Zeit im Rahmen dekonstruktivistischer Ge-

schlechtertheorien diskutiert. Welche befreienden Momente, wird hier z. B. gefragt, birgt ein zumindest partieller Ausstieg aus dem Frau-Sein und eine im Sportler-Sein erfahrene Position jenseits der Geschlechter in sich? Inwieweit kann diese Position als subversiver Akt gegen eine Geschlechterordnung begriffen werden, in der über die Herstellung genau zweier Geschlechter alltäglich ein Herrschaftsverhältnis konstituiert wird (siehe hierzu Palzkill 1995, 149 ff.)? Solche Fragestellungen sind höchst anregend und bieten neue Perspektiven auf die hier diskutierten Fragen. Für eine in der Praxis spürbare Konsequenz eines solch subversiven Aktes bedarf es jedoch eines Umfeldes, das zumindest in gewissem Rahmen Spielräume für neue Erfahrungen und Freiheiten bezüglich der eigenen Geschlechtlichkeit gewährt. Solche Spielräume und Freiheiten jedoch bietet das Sportsystem in der Regel nicht. Das von „männlichen“ Werten und Normen bestimmte Sportsystem bietet Frauen keine Möglichkeit, sich unabhängig von den Bestimmungen der weiblichen Geschlechtsrolle in einer eigenen Geschlechtlichkeit zu erfahren. Unter Geschlechtlichkeit wird für Frauen auch hier nur verstanden, die weibliche Geschlechtsrolle zu erfüllen, also „weiblich“ zu sein. Damit aber steht die eigene Geschlechtlichkeit im Widerspruch zum „männlich“ definierten Sportler-Sein. Die Sportlerin lebt somit in zwei getrennten Welten, die sich widersprechende Forderungen an sie stellen: der Welt des Sports, wo sie

handelndes Subjekt und neutraler Kumpel ist, und der Welt außerhalb, wo sie „weiblich“ sein muß, um als Geschlechtswesen anerkannt zu werden. Entweder versucht sie, beide Welten in ihrer eigenen Person zu vereinen (z. B. wie die Weltklassesprinterin Florence Griffith-Joyner), und wechselt zwischen ihrer Sportleridentität und der weiblichen Geschlechtsrolle hin und her, oder sie muß erleben, wie von außen eine Trennung zwischen ihrer Person und anderen „weiblichen“ Frauen aufgebaut wird. Diese Trennung in geschlechtslose, neutrale Sportlerinnen auf der einen Seite und die „wahren“ Frauen auf der anderen Seite beschreibt eine Leichtathletin sehr plastisch:

Im Training lief das mit den Männern auf so einer Kumpelpelebene und war das o. k. und ich war akzeptiert, und nach dem Training, wenn man aus der Dusche kam, dann lief ein ganz anderes Spiel. Dann kamen Freundinnen zum Abholen, dann kamen irgendwelche Frauen, um was trinken zu gehen, und in dem Moment lief dann die Kommunikation unter denen. Da hab' ich gemerkt, da kriegen die Frauen eine Anerkennung, die ich einfach da nie kriege. Und die Anerkennung, die ich kriege, das war die, halt irgendwie gut (im Sport) zu sein. ... Das Ende vom Training, in die Duschkabine gehen und aus der Duschkabine rauskommen mit anderen Klamotten und der Sport ist in der Tasche, der Reißverschluß ist zu: Das ist die Situation, die ich in Erinnerung habe, also als was Komisches.“

Damit gerät die Sportlerin in

eine innere Zerrissenheit zwischen Selbst-Sein auf der einen und Frau-Sein auf der anderen Seite, die schließlich auch eine äußere Entsprechung erfährt: als Trennung in Sportler-Sein und Frau-Sein, zwischen Sporthalle und Disco, Sporttrikot und Kleid, Turnschuh und Stöckelschuh (vgl. Palzkill 1995).

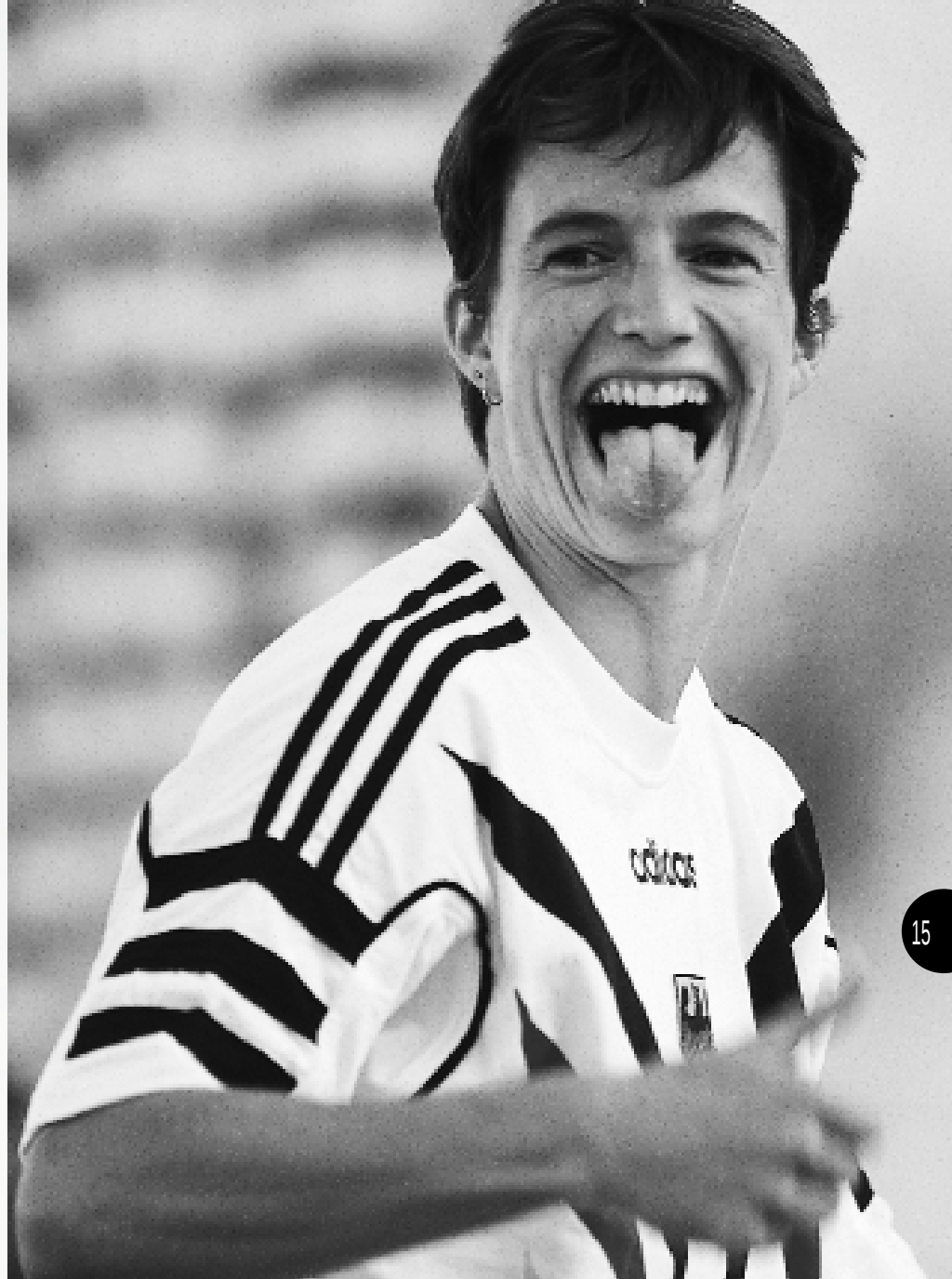
Zerrissenheit zwischen Sportler-Sein und Frau-Sein

Diese Zerrissenheit zwischen Sportler-Sein und Frau-Sein stellt eine anhaltende Belastung für die Identitätsbalance einer Sportlerin dar. Sie spiegelt sich - insbesondere in Sportarten, die als Männerdomäne par excellence gelten, wie Fußball, bestimmte Disziplinen der Leichtathletik oder Rudern - in einem oft höchst ambivalenten Verhältnis zur eigenen Körperlichkeit (vgl. Klein 1980, 23). Die hohe Abbrecherinnenquote im Leistungssport muß ebenso im Zusammenhang hiermit gesehen werden wie zahlreiche psychosomatische Krankheiten und Verletzungen, die zumindest einen zeitweisen Rückzug aus dem Sport und damit eine Auflösung der beschriebenen Zerrissenheit ermöglichen.

Genau entgegengesetzt zu dieser Strategie des Ausstiegs aus dem Sport ist der insbesondere im Wettkampfsport auch in den unteren Leistungsklassen häufig zu beobachtende Versuch zu sehen, sich der Zerrissenheit zwischen Sportler-Sein und Frau-Sein durch eine Flucht in das Sportsystem zu entziehen.

„Training, Schlafen, Essen - ich, Basketballspielerin“, charakterisiert eine Jugendspielerin diese Verengung ihres gesamten Lebens auf das System des Sports und die Reduktion ihrer Identität auf die des Sportlers. Die eigene Geschlechtlichkeit als Frau wird dabei völlig ausgegrenzt. „Weiblichkeit“ bleibt gleichgesetzt mit den Zumutungen der weiblichen Rolle und wird zunehmend als Bedrohung gesehen. Alles, was mit „Weiblichkeit“ assoziiert wird, wie Weichheit, Rundheit, Anlehnungsbedürfnis, Bedürfnisse nach Geborgenheit, Wärme und Zärtlichkeit, Gefühle von Ohnmacht und Schwäche sowie die eigene Sexualität werden weggedrängt, wegtrainiert.

Nach außen wird das Image der harten, burschikosen, belastbaren, bedürfnislosen und asexuellen Frau aufgebaut und gepflegt. Die Probleme, die sich aus einer solchen Reduktion des Selbstbildes auf das der Sportlerin für die Beendigung des Wettkampfsports ergeben, liegen auf der Hand. Aber schon vorher kann - insbesondere zu Zeiten, in denen die Karriere von Mißerfolg gekennzeichnet ist - der Zufluchtsort Sport als Gefängnis und das asexuelle Image als Fessel erlebt werden. Das Sportfeld wird zum Ghetto, und die Sportlerin hat weder einen Raum noch ein Verhaltensrepertoire, um dieses Ghetto zu verlassen. Wird ihr ihr Mangel bewußt, so reagiert sie mit den Verhaltensmustern, die ihr vertraut sind: Sie kompensiert durch noch mehr Training und den weiteren Rückzug in den Sport und schreibt



damit den Mangel noch weiter fest. Auf diese Weise gerät sie immer tiefer in eine suchthafte Abhängigkeit vom Erfolg im System des Leistungssports und von denen, die in diesem System Macht ausüben (Manager, Trainer, Funktionäre etc.). Die Folgen einer solchen Sucht nach Erfolg um jeden Preis können äußerst gravierend, ja sogar lebensbedrohlich sein, wie

die Diskussionen um Ermüdungsbrüche und Magersucht bei Marathonläuferinnen und die in jüngster Zeit erst aufgedeckten Folgeschäden von Doping deutlich machen.

Eine andere Strategie, die Widersprüche zwischen dem scheinbar geschlechtsneutralen Niemandland Sport und der Existenz als Frau außerhalb dieser

Welt zu einen, liegt in dem Versuch, die Bestätigung der eigenen „Weiblichkeit“ durch Männer innerhalb des sozialen Systems Sport zu erlangen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Freunde und Lebenspartner von Sportlerinnen sehr häufig aus dem Sportumfeld kommen - was bei männlichen Sportlern umgekehrt weit aus seltener der Fall ist. Eine besondere Rolle kommt in diesem Zusammenhang dem Trainer zu. Da er ihre Stärke, ihre Kraft, ihren Erfolg, ihre Muskeln usw., also alle Aspekte ihrer scheinbaren „Unweiblichkeit“ aufbaut und schätzt (da sie ja auch seine Erfolge beinhalten), ist er der ideale Mann, um der Sportlerin ihre „Weiblichkeit“ kraft seiner „Männlichkeit“ zu bestätigen und ihr die Illusion von Ganzheit zu vermitteln. Ob das Verhältnis zwischen Sportlerin und Trainer sexuelle Kontakte einschließt oder nicht, in jedem Fall ist auch hier ein höchst problematisches Abhängigkeitsverhältnis mit einem erheblichen Mißbrauchspotential konstituiert (vgl. den Beitrag über Gewalt gegen Mädchen und Frauen in diesem Heft).

Ausweg aus der Zerrissenheit?

Die oben beschriebenen Rollenkonflikte von Frauen werden in der Männerdomäne Sport kaum gesehen, ernst genommen oder gar thematisiert. Hierzu wäre es notwendig, daß Frauen eine eigene Sport- und Bewegungskultur entwickeln und mit ihren Erfahrungen, Wünschen und Ansprüchen an Sport und Bewegung Raum

und Geltung erlangen. Solange Frauensport nur als Abweichung oder Randerscheinung des „richtigen“ Sports – was immer meint des Männersports – verstanden und an seinen Werten und Normen gemessen wird, solange werden Frauen nie mehr als ein Asyl unter Preisgabe der eigenen Geschlechtlichkeit im Sport erhalten.

1 Alle Zitate von Sportlerinnen sind der Interviewstudie „Zwischen Turnschuh und Stöckelschuh“ (Palzkill 1995) entnommen.

L I T E R A T U R

Abraham, Anke: Identitätsprobleme in der Rhythmischen Sportgymnastik. Schorndorf 1986

Klein, Michael: Körperlichkeit bei Spitzensportlerinnen. In: Sportpädagogik 4/4, 1980, 21-24

Klein, Michael: Frauen im Sport - gleichberechtigt? Schriftenreihe des Bundesministeriums des Innern Nr. 19, Stuttgart 1987

Klein, Michael: Sportbünde - Männerbünde? In: Völger, Gisela/Welck, Karin (Hg.): Männerbünde - Männerbünde, Zur Rolle des Mannes im Kulturvergleich. Rautenstrauch-Joest-Museum, Köln 1990, 137-148

Kurz, Dietrich u. a.: Kindheit, Jugend und Sport in NRW. Düsseldorf 1996

Liesenhoff, Carin: Geschlechtsmythen und Utopien im Sport. In: Klein, Michael (Hg.): Sport und Geschlecht. Reinbek 1983, 89-104

Palzkill, Birgit: Zwischen Turnschuh und Stöckelschuh. Die Entwicklung lesbischer Identität im Sport. München 1995

Rose, Lotte: Die Kunstturnerin - Zur Ambivalenz weiblicher Karrieren. In: Wohin geht die Frauenforschung? Dokumentation des gleichnamigen Symposiums vom 11.-12. November 1988 in Dortmund. Böhlau Verlag, Köln Wien 1990, 67-78

Dr. Birgit Palzkill, zwischen 1970 und 1984 aktive Spitzensportlerin, heute Lehrerin, freiberufliche Sportwissenschaftlerin und Supervisorin. Veröffentlichungen u. a. „Zwischen Turnschuh und Stöckelschuh“ (1995) sowie „Bewegungs(t)räume“ (1991).

